

Das Glück dieser Erde
Pferdegeschichten

Insel-Bücherei Nr. 1525





»*Das Glück dieser Erde*«

Pferdegeschichten

Herausgegeben von Marie Bernhard

Mit Illustrationen von Christina Kraus

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1525

© Insel Verlag Berlin 2023

»Das Glück dieser Erde«



MARION GRÄFIN DÖNHOF

Nie schien die Freiheit größer

Die ersten Bilder seiner Jugend waren der See vor dem Hause, der Wald, der sich an den Park anschloss, endlose Kornfelder, Weidegärten und Pferde – Rennpferde, Mutterstuten, Hengste. Und schließlich nicht zu vergessen die Pferde in den Ställen der Gutshöfe, die die Knechte viererlang vom Sattel aus im Galopp auf die Felder jagten, wo wir dann abwechselnd mit der Dorfjugend von Hocke zu Hocke »weiterfahren« durften, uns auf diese Weise im Reiten und Fahren ühend. Der Stall, in dem die sogenannten Kutschpferde, also die Reit- und Wagenpferde, in langer Reihe nebeneinanderstanden, prachtvoll »frisirt« und mit schöner »Jacke«, wie man das nannte, war sehr viel mehr nach des jungen Lehndorff Herzen als das zinnenreiche Schloss, das sein Großvater, der langjährige Flügeladjutant Wilhelms I., kurz nach der Jahrhundertwende gebaut hatte.

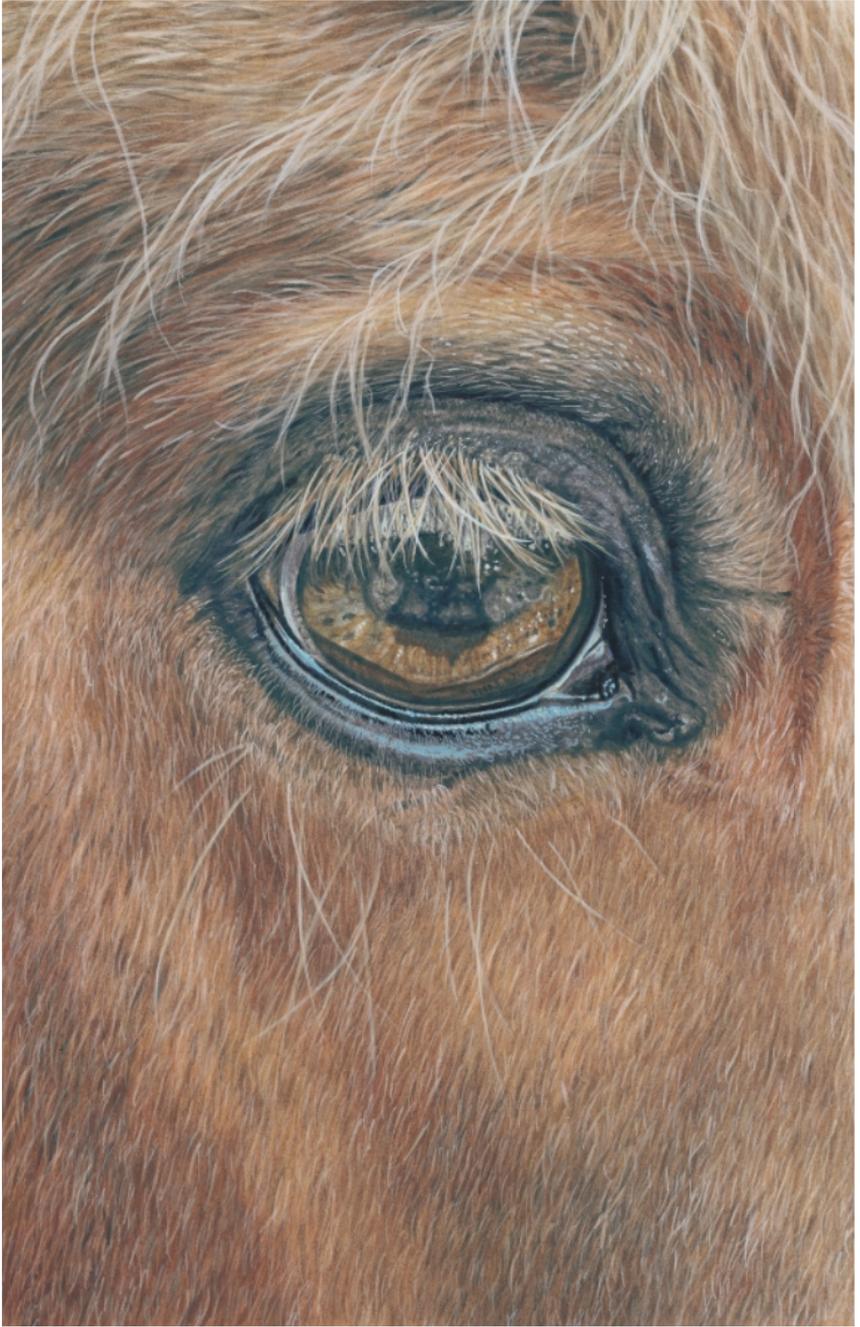
Von ihm – Großvater Lehndorff – gab es ein Bild, das ihn in großer Uniform, mit langen Bügeln in der eleganten Manier jener Zeit, auf einem Grauschimmel sitzend, zeigte. Es stand im »Gelben Salon«, das heißt, es hing nicht an der Wand, sondern es stand dort auf einer Staffelei. Ein verblichenes Couvert, das aus seinem Nachlass stammte und irgendwo aufbewahrt wurde, enthielt, von uns sehr bestaunt, die Schrotkugel, die den alten Kaiser verwundet hatte, als Nobiling am 2. Juni 1878 in Berlin unter den Linden auf ihn schoss. Es war jenes Attentat, das Bismarck zum Anlass für das Sozialistengesetz genommen hat.

Preyl war das einzige große Haus aus modernen Zeiten in

Ostpreußen. Anders als in Schlesien, wo der Reichtum, den Kohlengruben und Industrie hervorbrachten, in den Gründerjahren auch auf dem Lande meist recht geschmacklosen Ausdruck gefunden hatte, gab es in Ostpreußen keinen großen Landsitz, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut oder auch nur umgebaut worden wäre. Die repräsentativen Schlösser (bis auf Schönberg, das aus der Ordenszeit stammte) waren meist unter dem ersten preußischen König bald nach dessen Krönung im Jahre 1701 errichtet worden. Und seither hatte man maßvoll und gemessen ohne jedes Prunkbedürfnis in ihnen gelebt.

Preyl lag etwa 15 Kilometer nördlich Königsbergs, während meine Heimat Friedrichstein sich 20 Kilometer östlich der Provinzhauptstadt befand. Vor dem Ersten Weltkrieg, als man noch keine Autos hatte, pflegten unsere Eltern diese Strecke von hin und her 70 Kilometer je nach Wetterlage im Coupé oder im offenen Landauer zurückzulegen, gelegentlich sogar nur zum abendlichen Diner. Nach dem Ersten Weltkrieg, zur Zeit, da wir heranwuchsen, wäre uns dies als heillose Zeitverschwendung erschienen, wir fuhren mit der Eisenbahn oder mit dem Rad.

Keineswegs für Zeitverschwendung hingegen hielten wir es – Heini Lehdorff, seine Schwester und ich –, täglich viele Stunden auf den Pferden zu verbringen. Kein Weg und kein Pfad im kilometerweiten Umkreis, den wir nicht kannten. Kein Stopplacker im Herbst, kein sandiger Weg, der uns nicht als Rennstrecke diente. Noch ist mir der Ton der sich dehnenden Gurte und das Knirschen des Sattelzeugs im Ohr, spüre ich das Sausen des Windes und das Scheuern der Fingerrücken am nassen, schweißduftenden Pferdehals. Nie schien die Freiheit größer und das Glück gegenwärtiger.



JOHANNES BOBROWSKI

Pferde

Auf das Fell gelegt
deine Hand, den Quell
spür, über den Leib
das Zucken, Blut, eine Welle
läuft auf dich zu.

Als die Steppen waren:
die Schütte Sommer immer,
aber die Zeit aus Wind,
groß mit den Himmeln, Lüfte
durstig, gesunken trockenen
Munds auf den See –
als die Steppen waren:
unter dem Wirbel der Sterne,
ihrem räderrasselnden
Lärm, und die Stille
zerschlug ihn, Nacht und lichtlose
Frühe, kalt –
als die Steppen waren:
keine Heimstatt, die Wälder
hoben sich rauh, wir zogen
vor ihnen her –
damals bist du gekommen,
Pferd, Gefangener, dunkel
im Aufgang der Schönheit, der Wildnis

Traum, – das Zucken, die Welle
Blut überlief dich,
dem in die Hand, der dich rief,
der aus der Höhle trat, Jäger,
hinter ihm die gefiederten
Wände, der Feuerschein. Rauch
löschte dein Bild aus.



SILVINA OCAMPO

Der Grauschimmel

*Indio, gib mir meinen Moro zurück,
denn du hast mir mein Leben genommen.*

Im Laden von Tres Arroyos hörte ich an jenem Nachmittag am Radio dieses Lied, von Gardel gesungen, als ich von Ireneo, der gewiß kein Lügner ist, etwas Unglaubliches erfuhr: daß in Frankreich die Leute Pferdefleisch essen und daß man dem Besitzer des Betriebes, in dem ich arbeitete, Pferde abkaufen wollte (und der gemeine Kerl hatte sofort eingewilligt!), um sie nach Frankreich zu verschiffen.

Ich war damals acht Jahre alt. Trotz meiner Jugend arbeitete ich als Peon, als Arbeiter, wie ein Mann, besser als ein Mann, weil ich nicht faul war. Vielleicht machten mich meine Tüchtigkeit und mein Fleiß beliebt, denn alle Peone schenkten mir etwas: allerdings erledigte ich auch einen Teil ihrer Pflichten. Aber was bekam ich alles geschenkt! Das Schönste – ich besitze es heute noch – war das Paar Sporen mit den kleinen Silbersternen.

Ich war der letzte beim Schlafengehen und der erste beim Aufstehen, um das Herdfeuer anzuzünden, den Mate zu bereiten oder die Pferde zu satteln. Sie nannten mich *Findling*, aber außerdem auch *Bichofeo*, das heißt Dreckspatz, weil ich häßlich war, *Wiesel*, weil ich nachts Eier stahl, *Bachstelze* wegen meiner spindeldürren Beine.

Ich war vertraut mit allem, was Männer zu tun pflegen: Trinken, Rauchen, Boccia- oder Tabaspielen; ich konnte Tiere mit

dem Lasso einfangen und abhäuten, ich verstand auch anderes, worüber ich schweige. Ich liebte die Pferde, sie waren meine Spielsachen, aber auch mein Handwerkszeug. In der Herde von Don Eusebio (diesem gemeinen Kerl, dem »La Felicidad« in Tres Arroyos gehörte) gab es Pferde aller Farben: Fuchse, Braune, Rotschimmel, Rotfuchse, Hellbraune, Getigerte, Gescheckte, Gefleckte, Rappen, Schimmel. Ich mochte sie alle, außer dem Schimmel, weil er die Blitze anzog, und dem Rotschimmel, weil er schmutzig aussah. Meins war ein Grauschimmel, einer der wenigen dieser Art in meinem Dorf. Vielleicht war das der Grund, weshalb mir das Lied vom Moro so gut gefiel, das Gardel sang und das ich so oft am Radio von Tres Arroyos hörte.

Ich war nicht grüblerisch veranlagt und auch nicht abergläubisch, obgleich ich schon die Erfahrungen eines Erwachsenen gemacht hatte. Ich begann zu fürchten, daß man den Moro mit dem Rest der Herde verschiffen würde, denn er war nicht nur eigenwillig und halb lahm, sondern außerdem altersschwach, und er gehörte mir ja gar nicht. Die Männer des Betriebes, mit Ausnahme von Ireneo, der ein Herz von Gold hatte, nahmen die Freundschaft zwischen mir und dem Pferd gar nicht wichtig. Ich selber betrachtete mich ihretwegen sozusagen als seinen Besitzer, doch ich gebe zu, daß ich mich da irrte.

Sehr bald stellte es sich heraus, daß meine Sorge begründet war.

Das Abreisedatum wurde festgesetzt, und im Betrieb fand ein Rodeo statt: man sonderte die Pferde aus, die nach Bahia Blanca gebracht und auf dem französischen Frachter »Mistral« verfrachtet werden sollten. Drei Männer und ich würden sie zum Hafen treiben. Dann würden Ireneo und der Aufseher mit der für den Schlachthof in Frankreich bestimmten Herde an Bord

gehen. Ich verabschiedete mich von meiner Mutter, als stände eine Seefahrt bevor – und sie wollte mich nicht einmal nach Bahia Blanca ziehen lassen, um nicht allein zu bleiben. Statt ihrer Backe küßte ich ihr blaues wollenes Schultertuch und dachte dabei, daß ich noch viel weiter reisen würde.

Es war Hochsommer. Wir trieben die Pferde von morgens bis abends. Ich hatte wenig Gepäck mitgenommen, gerade nur das Notwendigste für eine lange Reise: die kleinen Sporen und den Poncho. Der Aufseher schalt ständig mit Ireneo und mit mir: das brachte mich Ireneo näher. Ich dachte mir lauter Tricks aus, um an Bord zu kommen. Doch was konnte ich tun, ohne fremde Hilfe? Sollte ich mich auf dem Schiff verstecken, bis es Anker lichtete? Beim Moro bleiben? Im letzten Moment mit ihm fliehen? Doch dann fiel mir etwas Besseres ein. Ich wußte, daß eine Zwiebel die Augen zum Weinen bringt. Bevor wir nach Bahia Blanca kamen (im ganzen brauchten wir für die Strecke eine Woche), stahl ich in der Küche eines Gasthauses, an dem wir hielten, eine Zwiebel und rieb mir damit die Augen, um Ireneo zu rühren. Alles ging wie am Schnürchen, denn ich blieb eine halbe Stunde mit ihm allein, tränenden Auges, während der Aufseher sich die Füße wusch, im Abort Wasser ließ oder andere umständliche Vorbereitungen zu seiner Reise traf. Ich erklärte Ireneo den Grund meines Weinens: Moro war ein außergewöhnliches Pferd; um es zu retten, würde ich mit ihm auf das Schiff gehen. Echte Tränen hätten kaum mehr bewirken könne!

Ireneo sagte: »Ein Mann weint nicht, schon gar nicht, wenn er Sporen trägt und Bichofeo heißt. Der Moro ist nichts wert – doch jeder nach seinem Geschmack ... Pfui, du stinkst aber!«

Er versprach mir, wenn ich ein Bad nähme, werde er selber

eine große Kiste herrichten, angeblich um sein Werkzeug sicher zu verwahren; darin könne ich mich auf der Überfahrt verstecken. Das tat er auch, denn er war ein Mann, der sein Wort hält. Statt sich Bahia Blanca anzusehen, machte er an unserem Abfahrtstag die Kiste zurecht, in die er eine Strohmatten und ein paar Säcke zum Zudecken legte. Im letzten Moment schlüpfte ich in das Versteck. Ireneo nagelte die Bretter drauf, ließ aber ein paar Löcher, damit ich atmen und auch etwas sehen konnte. Nachdrücklich sagte er den Stauern, sie sollten die Kiste nicht allzu grob behandeln, damit das Holz nicht kaputtginge. Mit dem Kran wurde sie mühelos an Bord gehoben.

Fünf Tage lang schlief ich auf Deck, auf der Strohmatten, bei den Pferden. Ireneo besuchte mich und brachte mir Essen. Nachts verließ ich mein Versteck, und da mich glücklicherweise niemand entdeckte, wurde ich übermütig und spazierte sogar während der gefährlicheren Stunden frei herum. Der Aufseher überraschte mich, als ich gerade den Moro umarmte. Ireneo schien ebenso überrascht wie der andere. Sie überlegten, ob sie mich ins Meer werfen sollten, denn meine Anwesenheit an Bord konnte sie in Schwierigkeiten bringen. Dann entschlossen sie sich, mit einer Münze über mein Schicksal zu entscheiden. Sie waren betrunken. Ich merkte es daran, daß sie ununterbrochen Wein aus einer großen Flasche tranken. »Die Franzosen nehmen gute Getränke auf ihre Schiffe mit; später tauschen sie sie dann gegen Yerba Mate oder Erdnüsse ein«, hatte mir Ireneo am Vortag gesagt.

»Kopf oder Schrift?« sagte Ireneo.

»Kopf«, sagte der Aufseher.

Ireneo warf die Münze in die Luft und fing sie in der offenen Hand auf. Sie lag mit dem Kopf nach oben.

»Wir werfen ihn ins Meer«, murmelte der Aufseher.

Das Grausamste aber sagte Ireneo: »Nimm Abschied vom Moro, Bichofeo!«

Sie breiteten einen Poncho auf dem Boden aus. Ich verabschiedete mich vom Moro, wie Ireneo befohlen hatte, und legte mich mit dem Gesicht nach unten auf den Poncho, dann rollte ich mich auf der Seite zusammen. Die Männer nahmen den Poncho an den Enden und hoben mich hoch. Wäre es ein Scherz gewesen, hätte mir das Spiel gefallen. Das Schiff bewegte sich, und stolpernd näherten sich die Männer der Reling. Die Pferde begannen zu wiehern, als hätten sie verstanden, was vorging; doch sie wieherten nicht meinetwegen, sondern vor Angst, weil ein Gewitter heraufzog. Die Matrosen erschienen auf Deck, kletterten auf die Masten, lösten Seile, knoteten andere fest. Der Aufseher und mein Freund ließen die Enden des Ponchos los, und ich fiel auf den Boden.

»Mach, was du willst«, sagten sie mir und stützten sich mit den Armen auf die Reling.

»Ich wasche meine Hände in Unschuld«, erklärte der Aufseher und zündete sich eine Zigarette an.

»Sag dem Moro, er soll dich beschützen. Hast du nicht um ihn geflennt wie ein Weib, als wir nach Bahia Blanca kamen?«

Ich setzte mich auf einen Haufen Seile, mehr tot als lebendig. Weder ich mit meinem Schrecken noch der Aufseher und Ireneo in ihrem Rausch achteten auf die hin und her rennende Besatzung oder auf den Kapitän, der herankam und mir auf die Schulter klopfte und ein paar Worte auf französisch sagte. Später erfuhr ich, daß er mich für ein Gespenst gehalten hat, für eine Erscheinung, durch einen der Anfälle hervorgerufen, an denen er manchmal litt. Jetzt, wenn ich zurückdenke, glaube ich,

daß die gesamte Besatzung betrunken gewesen sein muß; denn sie benahmen sich so seltsam, daß man wirklich kaum verstehen konnte, was sie taten und warum sie es taten. Das Gewitter wurde stärker, das Holz krachte, als zerbräche das Schiff. Das Wiehern wurde immer lauter. Der Aufseher und Ireneo wurden seekrank; die Pferde auch, sie sahen komisch aus. Aber zu sehen, wie der Ireneo, der ein ganzer Mann war, sich erbrach, machte mich traurig. Ich kroch auf allen vieren auf Deck herum und war froh, das Wasser auf dem Haar und im Gesicht zu spüren. Zum ersten Mal sah ich das Meer erzürnt.

Als sich der Sturm gelegt hatte, trocknete ich meine Kleidung an der Sonne. Ireneo gab mir eine Decke. Bald halsten mir meine Kameraden alle ihre Arbeiten auf. Ich mußte die Pferde waschen, füttern, ihre Lager säubern. Der Aufseher und Ireneo schwatzten den ganzen Tag miteinander, tranken oder spielten Taba mit Matrosen, die etwas Spanisch konnten. Genauso wie der Moro und ich verstehen sich auch die Menschen besser, wenn sie nicht dieselbe Sprache sprechen.

Eines Nachts träumte ich, daß ich auf dem Moro über das Meer hin galoppierte, der untergehenden Sonne nach, bis ich wieder nach Tres Arroyos kam. Oft wünschte ich mir, ich könnte das Schiff verlassen und mich von dieser unheimlichen, unendlichen Weite entfernen, wo es keinen Klee gab, keinen Weizen, keine Sonnenblumen, keinen Flachs, keinen Schlamm, kein gepflügtes Land, keinen Lehm, keine Bäume, keine Vögel, keine Rinder, keine Herden, sondern nur blaues Wasser, grünes Wasser, schwarzes Wasser mit Schaumkronen.

Ireneo und der Aufseher redeten oft miteinander, während ich die Pferde wusch oder ihnen ihr Futter gab. Über was redeten sie? Ich weiß es nicht. Sie studierten eine Landkarte von Frank-

reich und zeichneten mit einem Bleistift Kreuze ein; sie sprachen auch von Geld, das sie unter sich verteilen würden.

Das Schiff legte in Pernambuco an. Sogleich boten im Hafen die Händler Tisch- und Bettdecken feil, Körbe und niedliche Kleinigkeiten aus Zelluloid und hölzerne Puppen. Ireneo fragte mich, ob er mir etwas kaufen solle. Ireneo war gutmütig. Ich bat ihn um einen kleinen Vogel, weil ich annahm, daß es das billigste sei und weil es den Moro freuen würde, denn zu Hause auf dem Lande hatte sich oft eine Drossel auf seinem Rücken niedergelassen. Ich bat ihn auch um ein Taschenmesser, das ich brauchte, um meine Nägel zu putzen.

»Und einen Mantel?« sagte er. »Weißt du nicht, daß es in Frankreich schneit?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Der kleine Poncho genügt mir«, antwortete ich.

Fast nackt versteckte ich mich in der Kiste. Die Sonne brannte wie Feuer. Schweißtropfen liefen mir über die Stirn. Es war Karneval, und bei Anbruch der Nacht kamen ein paar Maskierte den Hafendamm herunter, auf der Suche nach einem argentinischen Schiff, auf dem ein Fest stattfand. Sie gingen vorbei mit ihren Masken, tanzend warfen sie Papierschlangen auf unser leeres Schiff. Ich verließ mein Versteck und schaute umher. Ich sah eine Reihe Männer, manche mit Säcken auf den Schultern, andere mit Angeln, an denen Fische hingen; ich weiß nicht, ob sie zu den Maskierten gehörten oder ob es Peone waren, die die frische Nachtbrise ausnutzten, um zu arbeiten. Die Pferde, den ganzen Tag von der Hitze und dem Regen geplagt, ließen die Köpfe hängen. Ich vergaß meine Pflichten nicht, wusch sie und gab ihnen zu trinken, bevor ich über das Schiff ging und mein Alleinsein genoß.

Im Morgengrauen kehrten der Aufseher und Ireneo zurück. Ich versteckte mich. Sie waren betrunken, und ich wußte, was mich erwartete. Ireneo brachte ein Bündel Bananen und einen kleinen Käfig mit; der Aufseher einen breitkrepfigen Strohhut voll Zuckerbirnen und Ananas. Nichts Gutes wartete auf mich; wenn sie betrunken waren, hatten sie nur eine Sorge: wie sie mich loswerden konnten.

»Wo ist er?« schimpfte der Aufseher, während er die Gangway heraufkam und sich dabei nach allen Seiten umschaute.

»Ich glaube, ich habe ihn dort gesehen«, antwortete Ireneo.

»Ich verkaufe ihn für einen Pappentast, für zwanzig Reis. Er kann bei der verrückten Frau die Innenhöfe schrubben; sie wird sich gut bedient finden. Und er, was will er mehr? Er kann den ganzen Tag Bananen essen wie ein Affe.«

Auf dem Kai stand eine Frau mit auffallend rotem Haar. Winkend schaute sie zum Schiff herüber, sie hoffte wohl, daß der Aufseher oder Ireneo mich endlich abliefern würden. Sie suchten mich bis zum Sonnenaufgang. Sie verließen das Schiff und kehrten wieder zurück. Mein Versteck war sicher, ich befand mich in einer leeren Kabine, durch deren Bullauge ich alles sehen konnte. Das Schiff erzitterte, die Sirene erklang, die Gangway wurde hochgezogen, die Ankerkette schlug gegen die Eisenstücke des Schiffsrumpfes. Ich nutzte das Rollen des Schiffes, um die Kabine zu verlassen und in die Kiste zu schlüpfen.

Als wir auf hoher See waren, merkte ich, daß Ireneo und der Aufseher auf Deck schliefen. Ireneo lag neben dem Bananenbündel und dem Käfig, der statt eines Vogels ein Äffchen enthielt; der Aufseher bei seinem Strohhut mit den Zuckerbirnen. Ich näherte mich, riß vier Bananen ab, schenkte eine dem Affen und aß die anderen; ich war hungrig; Ireneo gab mir einmal am Tag